

Drittes Buch.

— — — Es war im Herbst 1831, ein Jahr nach der Juliusrevolution, als ich zu Paris den Doktor Ludwig Börne wieder sah. Ich besuchte ihn im Gasthof Hôtel de Castille, und nicht wenig wunderte ich mich über die Veränderung, die sich in seinem ganzen Wesen aussprach. Das bißchen Fleisch, das ich früher an seinem Leibe bemerkt hatte, war jetzt ganz verschwunden, vielleicht geschmolzen von den Strahlen der Juliussonne, die ihm leider auch ins Hirn gedrungen. Aus seinen Augen leuchteten bedenkliche Funken. Er saß, oder vielmehr er wohnte in einem großen buntseidenen Schlafrock, wie eine Schildkröte in ihrer Schale, und wenn er manchmal argwöhnisch sein dünnes Köpfschen hervorbeugte, ward mir unheimlich zu Muthe. Aber das Mitleid überwog, wenn er aus dem weiten Aermel die arme abgemagerte Hand zum Gruße oder zum freundschaftlichen Händedruck ausstreckte. In seiner Stimme zitterte eine gewisse Kränklichkeit und auf seinen Wangen grüßten schon die schwindlüchtig rothen Streiflichter. Das schneidende Mißtrauen, das in allen seinen Zügen und Bewegungen lauerte, war vielleicht eine Folge der Schwerhörigkeit, woran er früher schon litt, die aber seitdem immer zunahm, und nicht wenig dazu beitrug, mir seine Conversation zu vermeiden.

„Willkommen in Paris!“ — rief er mir entgegen. — „Das ist brav! Ich bin überzeugt, die Guten, die es am besten meinen, werden alle bald hier sein. Hier ist der Convent der Patrioten von ganz Europa, und zu dem großen Werke müssen sich alle Völker die Hände reichen. Sämmtliche Fürsten müssen in ihren eigenen Ländern beschäftigt werden, damit sie nicht in Gemeinschaft die Freiheit in Deutschland unterdrücken. Ach Gott! ach Deutschland! Es wird bald sehr betrübt bei uns aussehen und sehr blutig. Revolutionen sind eine schreckliche Sache, aber sie sind nothwendig, wie Amputationen, wenn irgend ein Glied in Häulniß gerathen. Da muß man schnell zuschneiden, und ohne ängstliches Innehalten. Jede Verzögerung bringt Gefahr, und wer aus Mitleid oder aus Schrecken, beim Anblick des vielen Blutes, die Operation nur zur Hälfte verrichtet, der handelt grausamer als der schlimmste Wütherrich. Hol' der Hölle alle weichherzigen Chirurgen und ihre Halbheit! Marat hatte ganz recht, il faut faire saigner le genre humain, und hätte

man ihm die 300,000 Köpfe bewilligt, die er verlangte, so wären Millionen der besseren Menschen nicht zu Grunde gegangen, und die Welt wäre auf immer von dem alten Uebel geheilt!“

„Die Republik“ — ich lasse den Mann ausreden, mit Uebergehung mancher schnörkelhaften Absprünge — „die Republik muß durchgesetzt werden. Nur die Republik kann uns retten. Der Senker hole die sogenannten konstitutionellen Verfassungen, wovon unsere deutschen Kammerchwäger alles Heil erwarten. Constitutionen verhalten sich zur Freiheit, wie positive Religionen zur Naturreligion: sie werden durch ihr stabiles Element eben so viel Unheil anrichten, wie jene positiven Religionen, die, für einen gewissen Geisteszustand des Volkes berechnet, im Anfang sogar diesem Geisteszustand überlegen sind, aber späterhin sehr lästig werden, wenn der Geist des Volkes die Sägung überflügelt. Die Constitutionen entsprechen einem politischen Zustand, wo die Bevorrechteten von ihren Rechten einige abgeben, und die armen Menschen, die früher ganz zurückgesetzt waren, plötzlich jauchzen, daß sie ebenfalls Rechte erlangt haben . . . Aber diese Freude hört auf, sobald die Menschen durch ihren freieren Zustand für die Idee einer vollständigen, ganz ungeschmälernten, ganz gleichheitlichen Freiheit empfänglich geworden sind; was uns heute die herrlichste Acquisition dünkt, wird unsern Enkeln als ein kümmerliches Abfinden erscheinen, und das geringste Vorrecht, das die ehemalige Aristokratie noch behielt, vielleicht das Recht, ihre Hüfte mit Petersilie zu schmücken, wird alsdann eben so viel Bitterkeit erregen, wie einst die härteste Leibeigenschaft, ja eine noch tiefere Bitterkeit, da die Aristokratie mit ihrem letzten Petersilien-Vorrecht um so hochmüthiger prunken wird! . . . Nur die Naturreligion, nur die Republik kann uns retten. Aber die letzten Reste des alten Regiments müssen vernichtet werden, ehe wir daran denken können, das neue bessere Regiment zu begründen. Da kommen die unthätigen Schwächlinge und Quietisten und schniffeln: wir Revolutionäre rissen Alles nieder, ohne im Stande zu sein, etwas an die Stelle zu setzen! Und sie rühmen die Institutionen des Mittelalters, worin die Menschheit so sicher und ruhig gegessen habe. Und jetzt, sagen sie, sei alles so kahl und nüchtern und öde und das Leben sei voll Zweifel und Gleichgültigkeit.“

„Ehemals wurde ich immer wüthend über diese Lobredner des Mittelalters. Ich habe mich aber an diesen Gesang gewöhnt, und jetzt ärgere ich mich nur, wenn die lieben Sänger in eine andere Tonart übergehen und beständig über unser Niederreißen jammern. Wir hätten gar nichts anderes im Sinne, als alles niederzureißen. Und wie dumm ist diese Anklage! Man kann ja nicht eher bauen, ehe das alte Gebäude niedergerissen ist, und der Niederreißer verdient eben so viel Lob, als der Aufbauende, ja noch mehr, da sein Geschäft noch viel wichtiger . . . Z. B. in meiner Vaterstadt, auf dem Dreifaltig-

Feitzplage, stand eine alte Kirche, die so morsch und baufällig war, daß man fürchtete, durch ihren Einsturz würden einmal plötzlich viele Menschen getödtet oder verflümmelt werden. Man riß sie nieder, und die Niederreißer verhüteten ein großes Unglück, statt daß die ehemaligen Erbauer der Kirche nur ein großes Glück beförderten . . . Und man kann eher ein großes Glück entbehren, als ein großes Unglück ertragen! Es ist wahr, viel gläubige Herrlichkeit blühte einst in den alten Mauern, und sie waren späterhin eine fromme Reliquie des Mittelalters, gar poetisch anzuschauen, des Nachts, im Mondschein . . . Wem aber, wie meinem armen Vetter, als er mal vorbeiging, einige Steine dieses übriggebliebenen Mittelalters auf den Kopf fielen, (er blutete lange und leidet noch heute an der Wunde), der verwünscht die Verehrer alter Gebäude, und segnet die tapferen Arbeitsleute, die solche gefährliche Ruinen niederreißen . . . Ja, sie haben sie niedergerissen, sie haben sie dem Boden gleich gemacht, und jetzt wachsen dort grüne Bäumchen und spielen kleine Kinder, des Mittags, im Sonnenlicht.“

In solchen Neben gab's keine Spur der früheren Harmlosigkeit, und der Humor des Mannes, worin alle gemüthliche Freude erloschen, ward mitunter gallenbitter, blutdürstig und sehr trocken. Das Abspringen von einem Gegenstande zum anderen entstand nicht mehr durch tolle Laune, sondern durch launische Tollheit, und war wohl zunächst der buntscheckigen Zeitungselktüre beizumessen, womit sich Börne damals Tag und Nacht beschäftigte. Inmitten seiner terroristischen Expektorationen griff er plötzlich zu einem jener Tagesblätter, die in großen Haufen vor ihm ausgestreut lagen, und rief lachend: „Hier können Sie's lesen, hier steht's gedruckt: „Deutschland ist mit großen Dingen schwanger!“ Ja, das ist wahr, Deutschland geht schwanger mit großen Dingen; aber das wird eine schwere Entbindung geben. Und hier bedarf's eines männlichen Geburtshelfers, und der muß mit eisernen Instrumenten agiren. Was glauben Sie?“

Ich glaube, Deutschland ist gar nicht schwanger.

„Nein, nein, Sie irren sich. Es wird vielleicht eine Mißgeburt zur Welt kommen, aber Deutschland wird gebären. Nur müssen wir uns der geschwägigen alten Weiber entledigen, die sich herandrängen und ihren Hebammendienst anbieten. Da ist z. B. so eine Bettel von Notteck. Dieses alte Weib ist nicht einmal ein ehrlicher Mann. Ein armseliger Schriftsteller, der ein bißchen liberalen Demagogismus treibt und den Tagesenthusiasmus ausbeutet, um die große Menge zu gewinnen, um seinen schlechten Büchern Absatz zu verschaffen, um sich überhaupt eine Wichtigkeit zu geben. Der ist halb Fuchs, halb Hund, und hüllt sich in ein Wolfsfell, um mit den Wölfen zu heulen. Da ist mir doch tausendmal lieber der dumme Kerl von Naumer — so eben lese ich seine Briefe aus Paris — der ist ganz Hund, und wenn er

liberal knurrt, täuscht er niemand, und jeder weiß, er ist ein unterthäniger Pudel, der niemand beißt. Das läuft beständig herum und schnopert an allen Rügeln und möchte gern einmal in unsere Suppe seine Schnauze stecken, fürchtet aber die Fußtritte der hohen Gönner. Und sie geben ihm wirklich Fußtritte und halten das arme Vieh für einen Revolutionär. Lieber Himmel, es verlangt nur ein bißchen Bedelfreiheit, und wenn man ihm diese gewährt, so leckt es dankbar die goldenen Sporen der ufermärkischen Ritterschaft. Nichts ist ergöglicher, als solche unermüdliche Beweglichkeit neben der unermüdlichen Geduld. Dieses tritt recht hervor in jenen Briefen, wo der arme Laufhund auf jeder Seite selbst erzählt, wie er vor den pariser Theatern ruhig Duene machte. . . Ich versichere Sie, er machte ruhig Duene mit dem großen Troß und ist so einfältig, es selbst zu erzählen. Was aber noch weit stärker, was die Gemeinheit seiner Seele ganz zur Anschauung bringt, ist das Geständniß, daß er, wenn er vor Ende der Vorstellung das Theater verließ, jedesmal seine Contremarque verkaufte. Es ist wahr, als Fremder braucht er nicht zu wissen, daß solcher Verkauf einen ordentlichen Menschen herabwürdigt; aber er hätte nur die Leute zu betrachten brauchen, denen er seine Contremarque verhandelte, um von selbst zu merken, daß sie nur der Abschaum der Gesellschaft sind, Diebesgesindel und Maquereaus, kurz Leute, mit denen ein ordentlicher Mensch nicht gern spricht, vielweniger ein Handelsgeschäft treibt. Der muß von Natur sehr schmutzig sein, wer aus diesen schmutzigen Händen Geld nimmt.“

Damit man nicht wähne, als stimme ich in dem Urtheil über den Herrn Professor Friedrich von Raumer ganz mit Börne überein, so bemerke ich zu seinem Vortheil, daß ich ihn zwar für schmutzig halte, aber nicht für dumm. Das Wort schmutzig, wie ich ebenfalls ausdrücklich bemerken will, muß hier nicht im materiellen Sinn genommen werden. . . Die Frau Professorin würde sonst Zeter schreien und alle ihre Waschtettel drucken lassen, worin verzeichnet steht, wie viel reine Unterhemden und Chemisettchen ihr liebes Männlein im Laufe des Jahres angezogen. . . und ich bin überzeugt, die Zahl ist groß, da Herr Professor Raumer im Laufe des Jahres so viel läuft und folglich schwitzt und folglich viel Wäsche nöthig hat. Es kommt ihm nämlich nicht der gebratene Ruhm ins Haus geflogen, er muß vielmehr beständig auf den Beinen sein, um ihn aufzusuchen, und wenn er ein Buch schreibt, so muß er erst von Pontio nach Pilato rennen, um die Gedanken zusammen zu kriegen und endlich dafür zu sorgen, daß das mühsam zusammengestoppelte Dpus auch von der literarischen Claque hinlänglich unterstützt wird. Das bewegliche süßhölzerne Männchen ist ganz einzig in dieser Betriebsamkeit, und nicht mit Unrecht bemerkte einst eine geistreiche Frau: „sein Schreiben ist eigentlich ein Laufen.“ Wo was zu machen ist, da ist es, das Raumerchen aus Anhalt

Dessau. Slingst lief es nach London; vorher sah man es während drei Monaten überall hin- und herlaufen, um die dazu nöthigen Empfehlungsschreiben zu betteln, und nachdem es in der englischen Gesellschaft ein bischen herumgeschnopert und ein Buch zusammengelaufen, erlauft es auch einen Verleger für die englische Uebersetzung, und Sara Austin, meine liebenswürdige Freundin, muß nothgedrungen ihre Feder dazu hergeben, um das saure fließpapierne Deutsch in velinschönes Englisch zu übersetzen und ihre Freunde anzutreiben, das übersezte Produkt in den verschiedenen englischen Revues zu rezensiren . . . und diese erlaufenen englischen Rezensionen läßt dann Brockhaus zu Leipzig wieder in's Deutsche übersetzen, unter dem Titel: englische Stimmen über Fr. v. Raumer!

Ich wiederhole, daß ich mit dem Urtheil Börnes über Herrn v. Raumer nicht übereinstimme, er ist ein schmutziger, aber kein dummer Kerl, wie Börne meinte, der, vielleicht weil er ebenfalls „Briefe aus Paris“ drucken ließ, den armen Nebenbuhler so scharf kritisirte, und bei jeder Gelegenheit eine Lauge des boshaftesten Spottes über ihn ausgoß.

Ja, lacht nicht, Herr von Raumer war damals ein Nebenbuhler von Börne, dessen „Briefe aus Paris“ fast gleichzeitig mit den erwähnten Briefen erschienen, worin Es, das Raumerchen, mit der Madame Crelinger und ihrem Gatten aus Paris korrespondirte.

Diese Briefe sind längst verschollen, und wir erinnern uns nur noch des späßhaften Eindrucks, den sie hervorbrachten, als sie gleichzeitig mit den pariser Briefen von Börne auf dem literarischen Markte erschienen. Was letztere betrifft, so gestehe ich, die zwei ersten Bände, die mir in jener Periode zu Gesicht kamen, haben mich nicht wenig erschreckt. Ich war überrascht von diesem ultra radikalen Ton, den ich am wenigsten von Börne erwartete. Der Mann, der sich, in seiner anständigen, geschmiegelten Schreibart, immer selbst inspicirte und kontrolirte, und der jede Silbe, ehe er sie nieder schrieb, vorher abwog und abmaß . . . der Mann, der in seinem Stile immer etwas beibehielt von der Gewöhnung seines reichstädtischen Spießbürgerthums, wo nicht gar von den Aengstlichkeiten seines früheren Amtes . . . der ehemalige Polizeiaktuar von Frankfurt am Main stürzte sich jetzt in einen Sanskulotismus des Gedankens und des Ausdrucks, wie man dergleichen in Deutschland noch nie erlebt hat. Himmel! welche entseßliche Vorfügungen; welche hochverrätherische Zeitwörter! welche majestätsverbrecherische Accusative! welche Imperative! welche polizeiwidrige Fragezeichen! welche Metaphern, deren bloßer Schatten schon zu zwanzig Jahr Festungsstrafe berechtigte! Aber trotz des Grauens, den mir jene Briefe einflößten, weckten sie in mir eine Erinnerung, die sehr komischer Art, die mich fast bis zum Lachen erheiterte, und die ich hier durchaus nicht verschweigen kann. Ich gestehe es, die ganze Erschei-

nung Börnes, wie sie sich in jenen Briefen offenbarte, erinnerte mich an den alten Polizeivogt, der, als ich ein kleiner Knabe war, in meiner Vaterstadt regierte. Ich sage regierte, da er mit unumschränktem Stock die öffentliche Ruhe verwaltend, uns kleinen Buben einen ganz majestätischen Respekt einflößte und uns schon durch seinen bloßen Anblick gleich auseinander jagte, wenn wir auf der Straße gar zu lärmige Spiele trieben. Dieser Polizeivogt wurde plötzlich wahnsinnig und bildete sich ein, er sei ein kleiner Gassenjunge, und zu unserer unheimlichsten Verwunderung sahen wir, wie er, der allmächtige Straßenbeherrscher, statt Ruhe zu stiften, uns zu dem lautesten Unfug aufforderte. „Ihr seid viel zu zahm, rief er, ich aber will Euch zeigen, wie man Spektakel machen muß!“ Und dabei fing er an wie ein Löwe zu brüllen oder wie ein Kater zu miauen, und er klingelte an den Häusern, daß die Thürglocke abriß, und er warf Steine gegen die klirrenden Fensterscheiben, immer schreiend: ich will Euch lehren, Jungens, wie man Spektakel macht! Wir kleinen Buben amüßten uns sehr über den Alten und liefen jubelnd hinter ihm drein, bis man ihn ins Irrenhaus abführte.

Während der Lektüre der Börne'schen Briefe dachte ich wahrhaftig immer an den alten Polizeivogt, und mir war oft, als hörte ich wieder seine Stimme: ich will Euch lehren, wie man Spektakel macht!

In den mündlichen Gesprächen Börne's war die Steigerung seines politischen Wahnsinns minder auffallend, da sie im Zusammenhang blieb mit den Leidenschaftlichen, die in seiner nächsten Umgebung wütheten, sich beständig schlagfertig hielten und nicht selten auch thatächlich zuschlugen. Als ich Börne zum zweitenmale besuchte, in der Rue de Provence, wo er sich definitiv einquartirt hatte, fand ich in seinem Salon eine Menagerie von Menschen wie man sie kaum im Jardin des Plantes finden möchte. Im Hintergrunde kauerten einige deutsche Eisbären, welche Tabak rauchten, fast immer schweigen und nur dann und wann einige vaterländische Donnerworte im tiefsten Brumbas hervorfluchten. Neben ihnen hockte auch ein polnischer Wolf, welcher eine rothe Mütze trug und manchmal die süßlich fadeften Bemerkungen mit heiserer Kehle heulte. Dann fand ich dort einen französischen Affen, der zu den häßlichsten gehörte, die ich jemals gesehen; er schnitt beständig Gesichter, damit man sich das schönste darunter aussuchen möge. Das unbedeutendste Subjekt in jener Börne'schen Menagerie war ein Herr *, der Sohn des alten *, eines Weinhändlers in Frankfurt am Main, der ihn gewiß in sehr nüchternen Stimmung gezeugt, . . . eine lange hagere Gestalt, die wie der Schatten einer Eau-de-Cologne-Flasche aussah, aber keineswegs wie der Inhalt derselben roch. Trotz seines dünnen Aussehens, trug er, wie Börne behauptete, zwölf wollene Unterjacken; denn ohne dieselben würde er gar nicht existiren. Börne machte sich beständig über ihn lustig:

*Seine. VI.

„Ich präsentire Ihnen hier einen *, es ist freilich kein * erster Größe, aber er ist doch mit der Sonne verwandt, er empfängt von derselben sein Licht . . . er ist ein unterthäniger Verwandter des Herrn von Nothschild . . . Denken Sie sich, Herr *, ich habe diese Nacht im Traum den frankfurter Nothschild hängen sehen, und Sie waren es, welcher ihm den Strick um den Hals legte . . .

Herr * erschrak bei diesen Worten, und wie in Todesangst rief er: „Herr Berne, ich bitte Ihnen, sagen Sie das nicht weiter . . . ich hab Grind . . .“ „Ich hab Grind“ — wiederholte mehrmals der junge Mensch, und indem er sich gegen mich wandte, bat er mich mit leiser Stimme ihm in eine Ecke des Zimmers zu folgen, um mir seine delikate „Poszianu“ zu vertrauen. „Sehen Sie“ flüsterte er heimlich, „ich habe eine delikate Poszianu. Von der einen Seite ist Madame Wohl auf dem Wollgraben meine Tante und auf der andern Seite ist die Frau von Herrn von Nothschild auch so zu sagen meine Tante. Ich bitte Ihnen, erzählen Sie nicht im Hause des Herrn Baron von Nothschild, daß Sie mich hier bei Berne gesehen haben . . . ich hab Grind.“

Börne machte sich über diesen Unglücklichen beständig lustig und besonders hechelte er ihn wegen der mundfaulen und kauderwälschen Art wie er das Französische aussprach. „Mein lieber Landsmann“, sagte er, „die Franzosen haben Unrecht über Sie zu lachen; sie offenbaren dadurch ihre Unwissenheit. Verstünden sie deutsch, so würden sie einsehen, wie richtig ihre Nebensarten konstruirt sind, nämlich vom deutschen Standpunkte aus . . . Und warum sollen Sie Ihre Nationalität verläugnen? Ich bewundere sogar, mit welcher Gewandtheit Sie Ihre Muttersprache, das frankfurter Mäuscheln, ins Französische übertragen . . . Die Franzosen sind ein unwissendes Volk, und werden es nie dahin bringen, ordentlich deutsch zu lernen. Sie haben keine Geduld . . . Wir Deutschen sind das geduldigste und gelehrigste Volk . . . Wie viel müssen wir schon als Knaben lernen! wie viel Latein! wie viel Griechisch, wie viel persische Könige, und ihre ganze Sippschaft bis zum Großvater! . . . ich wette, so ein unwissender Franzose weiß sogar in seinen alten Tagen noch nicht, daß die Mutter des Cyrus Frau Mandane geheißen und eine geborne Astyages war. Auch haben wir die besten Handbücher für alle Wissenschaften herausgegeben. Neander's Kirchengeschichte und Meyer Hirsch's Rechenbuch sind klassisch. Wir sind ein denkendes Volk und weil wir so viel Gedanken hatten, daß wir sie nicht alle aufschreiben konnten, haben wir die Buchdruckerei erfunden, und weil wir manchmal vor lauter Denken und Bücherschreiben oft das liebe Brod nicht hatten, erfanden wir die Kartoffel.“

Das deutsche Volk, brummte der deutsche Patriot aus seiner Ecke, hat auch das Pulver erfunden.

Börne wandte sich rasch nach dem Patrioten, der ihn mit dieser Bemerkung

unterbrochen hatte, und sprach sarkastisch lächelnd: „Sie irren sich mein Freund, man kann nicht so eigentlich behaupten, daß das deutsche Volk das Pulver erfunden habe. Das deutsche Volk besteht aus dreißig Millionen Menschen. Nur einer davon hat das Pulver erfunden . . . die übrigen, 29,999,999 Deutsche, haben das Pulver nicht erfunden. — Uebrigens ist das Pulver eine gute Erfindung, eben so wie die Druckerei, wenn man nur den rechten Gebrauch davon macht. Wir Deutschen aber benutzen die Presse, um die Dummheit und das Pulver, um die Sklaverei zu verbreiten —“

Einlenkend, als man ihm diese irrige Behauptung verwies, fuhr Börne fort: „Se nun, ich will eingestehen, daß die deutsche Presse sehr viel Heil gestiftet, aber es wird überwogen von dem gedruckten Unheil. Jedenfalls muß man dieses einräumen, in Beziehung auf bürgerliche Freiheit . . . Ach! wenn ich die ganze deutsche Geschichte durchgehe, bemerke ich, daß die Deutschen für bürgerliche Freiheit wenig Talent besitzen, hingegen die Knechtschaft, sowohl theoretisch als praktisch, immer leicht erlernten und diese Disciplin nicht bloß zu Hause sondern auch im Auslande mit Erfolg dozirt. Die Deutschen waren immer die Juch magistri der Sklaverei, und wo der blinde Gehorsam in die Leiber oder in die Geister eingepreßelt werden sollte, nahm man einen deutschen Exerciermeister. Auch haben wir die Sklaverei über ganz Europa verbreitet, und als Denkmäler dieser Sündfluth sitzen deutsche Fürstengeschlechter auf allen Thronen Europas, wie nach uralten Ueberschwemmungen, auf den höchsten Bergen die Reste versteinerner Seeungeheuer gefunden werden Und noch jetzt, kaum wird ein Volk frei, so wird ihm ein deutscher Prügel auf den Rücken gebunden . . . und sogar in der heiligen Heimath des Harmodios und Aristogeitons, im wiederbefreiten Griechenland, wird jetzt deutsche Knechtschaft eingesetzt, und auf der Akropolis von Athen fließt bayerisches Bier und herrscht der bayerische Stoc . . . Ja, es ist erschrecklich, daß der König von Bayern dieser kleine Tyrannos und schlechte Poet, seinen Sohn auf den Thron jenes Landes setzen durfte, wo einst die Freiheit und die Dichtkunst geblüht, jenes Landes, wo es eine Ebene gibt, welche Marathon und einen Berg, welcher Parnas heißt! Ich kann nicht daran denken, ohne daß mir das Gehirn zittert . . . Wie ich in der heutigen Zeitung gelesen, haben wieder drei Studenten, in München, vor dem Bilde des König Ludwig's, niederknien und Abbitte thun müssen. Niederknien vor dem Bilde eines Menschen, der noch dazu ein schlechter Poet ist! Wenn ich ihn in meiner Macht hätte, dieser schlechte Dichter sollte niederknien vor dem Bilde der Mufen und Abbitte thun, wegen seiner schlechten Verse, wegen beleidigter Majestät der Poesie! Sprecht mir jetzt noch von römischen Kaisern, welche so viel Tausende von Christen hinrichten ließen, weil diese nicht vor ihrem Bilde knien wollten . . . Jene Tyrannen waren wenigstens Herrn der ganzen Welt, von

Aufgang bis zum Niedergang, und wie wir an ihren Statuen noch heute sehen, wenn auch keine Götter, so waren sie doch schöne Menschen. Man beugt sich am Ende leicht vor Macht und Schönheit. Aber niederknien vor Dummheit und Häßlichkeit. — — —

— — — Es bedarf wohl keines besonderen Winks für den scharfsinnigen Leser, aus welchen Gründen ich den Frevler nicht weiter sprechen lasse. Ich glaube, die angeführten Phrasen sind hinreichend, um die damalige Stimmung des Mannes zu bekunden; sie war im Einklang mit dem hitzigen Treiben jener deutschen Tumultanten, die, seit der Juliusrevolution, in wilden Schwärmen nach Paris kamen und sich schon gleich um Börne sammelten. Es ist kaum zu begreifen, wie dieser sonst so geschickte Kopf sich von der rohesten Lobsucht beschwagen und zu den gewaltsamsten Hoffnungen verleiten lassen konnte! Zunächst gerieth er in den Kreis jenes Wahnsinnes, als dessen Mittelpunkt der berühmte Buchhändler F. zu betrachten war. Dieser F., man sollte es kaum glauben, war ganz der Mann nach dem Herzen Börnes. Die rothe Wuth, die in der Brust des einen kochte, das dreitägige Juliusfieber, das die Glieder des Andern rüttelte, der jakobinische Beistand worin der eine sich drehte fand den entsprechenden Ausdruck in den Pariser Briefen des Andern. Mit dieser Bemerkung will ich aber nur einen Geistesirrhum, keineswegs einen Herzensirrhum andeuten, bei dem Andern wie bei dem Andern. Denn auch F. meinte es gut mit dem deutschen Vaterlande, er war aufrichtig, heldenmüthig, jeder Selbstopferung fähig, jedenfalls ein ehrlicher Mann, und zu solchem Zeugniß glaube ich mich um so mehr verpflichtet, da, seit er in strenger Haft schweigen muß, die servile Verläumdung an seinem Leumund nagt. Man kann ihn mancher unklugen, aber keiner zweideutigen Handlung beschuldigen; er zeigte namentlich im Unglück sehr viel Charakter, er war durchglüht von reinster Bürgertugend, und um die Schellentappe, die sein Haupt umflingelt, müssen wir einen Kranz von Eichenlaub flechten. Der edle Narr, er war mir tausendmal lieber als jener andere Buchhändler, der ebenfalls nach Paris gekommen, um eine deutsche Uebersetzung der französischen Revolution zu besorgen, jener leise Schleicher, welcher matt und menschenfreundlich wimmerte und wie eine Hyäne ausah, die zur Abführung eingenommen . . . Uebrigens rühmte man auch letztern als einen ehrlichen Mann, der sogar seine Schulden bezahlte, wenn er das große Loos in der Lotterie gewinnt, und wegen solcher Ehrlichkeitsverdienste ward er zum Finanzminister des erneuten deutschen Reichs vorgeschlagen . . . Im Vertrauen gesagt, er mußte sich mit den Finanzen begnügen, denn die Stelle eines Ministers des Innern hatte F. schon vorweg vergeben, nämlich an Garnier, wie er auch die deutsche Kaiserkrone dem Hauptmanne S. bereits zugesagt . . .

Garnier freilich behauptete, der Buchhändler F. wolle den Hauptmann S.

zum deutschen Kaiser machen, weil dieser Lump ihm Geld schuldig sei und er sonst nicht zu seinem Gelde kommen könne. . . Das ist aber unrichtig und zeugt nur von Garniers Meßsange; F. hat vielleicht aus republikanischer Arglist eben das klüglichsste Subjekt zum Kaiser gewählt, um dadurch das Monarchenthum herabzuwürdigen und lächerlich zu machen. . .

Der Einfluß des F. war indessen bald beendigt, als derselbe, ich glaube im November, Paris verließ, und an die Stelle des großen Agitators einige neue Oberhäupter emporsiegen; unter diesen waren die bedeutendsten der schon erwähnte Garnier und ein gewisser Wolfrum. Ich darf sie wohl mit Namen nennen, da der Eine todt ist, und dem Andern, welcher sich im sicheren England befindet, durch die Hindeutung auf seine ehemalige Wichtigkeit ein großer Gefallen erzeigt wird; beide aber, Garnier zum Theil, Wolfrum aber ganz, schöpften ihre Inspirationen aus dem Munde Börne's, der von nun an als die Seele der pariser Propaganda zu betrachten war. Der Wahnsinn blieb derselbe, aber um mit Polonius zu reden, es kam Methode hinein.

Ich habe mich eben des Wortes „Propaganda“ bedient; aber ich gebrauche dasselbe in einem andern Sinne als gewisse Delatoren, die unter jenem Ausdruck eine geheime Verbrüderung verstehen, eine Verschwörung der revolutionären Geister in ganz Europa, eine Art blutdürstiger, atheïstischer und regierender Magoney. Nein, jene pariser Propaganda bestand vielmehr aus rohen Händen als aus feinen Köpfen; es waren Zusammenkünfte von Handwerkern deutscher Zunge, die in einem großen Saale des Passage Saumon oder in den Faubourgs sich versammelten, wohl fürnehmlich, um in der lieben Sprache der Heimath über vaterländische Gegenstände mit einander zu konversiren, hier wurden nun, durch leidenschaftliche Reden, im Sinne der rheinbayrischen Tribüne, viele Gemüther fanatisirt, und da der Republikanismus eine so grade Sache ist, und leichter begreifbar, als z. B. die konstitutionelle Regierungsform, wobei schon mancherlei Kenntnisse vorausgesetzt werden: so dauerte es nicht lange und tausende von deutschen Handwerksgefelln wurden Republikaner und predigten die neue Ueberzeugung. Diese Propaganda war weit gefährlicher als alle jene erlogenen Popanze, womit die erwähnten Delatoren unsre deutschen Regierungen schreckten, und vielleicht weit mächtiger als Börne's geschriebene Reden war Börne's mündliches Wort, welches er an Leute richtete, die es mit deutschem Glauben einsogen und mit apostolischem Eifer in der Heimath verbreiteten. Ungeheuer groß ist die Anzahl deutscher Handwerker, welche ab und zu nach Frankreich auf die Wanderschaft gehen. Wenn ich daher las, wie norddeutsche Blätter sich darüber lustig machten, daß Börne mit 600 Schnebergesellen auf den Montmartre gestiegen, um ihnen eine Bergpredigt zu halten, mußte ich mitleidig die Achsel zucken, aber am wenigsten über Börne, der eine Saat austreute, die früh oder spät die fruchtbarsten

Früchte hervorbringt. Er sprach sehr gut, bündig überzeugend, volksmäßig; nackte, kunstlose Rede, ganz im Bergpredigerton. Ich habe ihn freilich nur ein einziges Mal reden hören, nämlich in dem Passage Saumon, wo Garnier der „Volksversammlung“ präsidirte. . . Börne sprach über den Presseverein, welcher sich vor aristokratischer Form zu bewahren habe; Garnier donnerte gegen Nikolaz, den Czar von Rußland; ein verwachsener, krummbeiniger Schustergeselle trat auf und behauptete, alle Menschen seien gleich. . . Ich ärgerte mich nicht wenig über diese Impertinenz. . . Es war das erste und letzte Mal, daß ich der Volksversammlung beiwohnte.

Dieses eine Mal war aber auch hinreichend. . . Ich will Dir gern, lieber Leser, bei dieser Gelegenheit ein Geständniß machen, das Du eben nicht erwartest. Du meinst vielleicht, der höchste Ehrgeiz meines Lebens hätte immer darin bestanden, ein großer Dichter zu werden, etwa gar auf dem Capitol gekrönt zu werden, wie weiland Messer Francesco Petrarca. . . Nein, es waren vielmehr die großen Volkredner, die ich immer beneidete, und ich hätte für mein Leben gern auf öffentlichem Markte, vor einer bunten Versammlung, das große Wort erhoben, welches die Leidenschaften aufwühlt oder besänftigt und immer eine augenblickliche Wirkung hervorbringt. Ja, unter vier Augen will ich es Dir gern eingestehen, daß ich in jener unerfahrenen Jugendzeit, wo uns die komödiantenhaften Gelüste anwandeln, mich oft in eine solche Rolle hineindachte. Ich will durchaus ein großer Redner werden, und wie Demosthenes deklamirte ich zuweilen am einsamen Meeresstrand, wenn Wind und Wellen brausten und heulten; so übt man seine Lungen und gewöhnt sich dran, mitten im größten Lärm einer Volksversammlung zu sprechen. Nicht selten sprach ich auch auf freiem Felde vor einer großen Anzahl Ochsen und Kühe, und es gelang mir, das versammelte Rindviehvolk zu überbrüllen. Schwerer schon ist es, vor Schafen eine Rede zu halten. Bei allem, was Du ihnen sagst, diesen Schafesköpfen, wenn Du sie ermahnst, sich zu befreien, nicht wie ihre Vorfahren gedulbig zur Schlachtbank zu wandern. . . sie antworten Dir, nach jedem Sage, mit einem so unerschütterlich gelassenen Mäh! Mäh! daß man die Contenance verlieren kann. Kurz, ich that alles, um, wenn bei uns einmal eine Revolution aufgeführt werden möchte, als deutscher Volkredner auftreten zu können. Aber ach! schon gleich bei der ersten Probe merkte ich, daß ich in einem solchen Stücke meine Lieblingsrolle nimmermehr tragiren kann. Und lebten sie noch, weber Demosthenes, noch Cicero, noch Mirabeau könnten in einer deutschen Revolution als Sprecher auftreten: denn bei einer deutschen Revolution wird geraucht. Denkt Euch meinen Schreck, als ich in Paris der obenerwähnten Volksversammlung beiwohnte, fand ich sämmtliche Vaterlandsretter mit Tabakspfeifen im Munde, und der ganze Saal war so erfüllt von schlechtem Anasterqualm, daß er mir gleich auf

die Brust schlug und es mir platterdings unmöglich gewesen wäre, ein Wort zu reden . . .

Ich kann den Tabaksqualm nicht vertragen, und ich merkte, daß in einer deutschen Revolution die Rolle eines Grosssprechers in der Weise Börne's und Consorten nicht für mich paßte. Ich merkte überhaupt, daß die deutsche Tribunalkarriere nicht eben mit Rosen, und am allerwenigsten mit reinlichen Rosen bedeckt. So z. B. mußt Du allen diesen Zuhörern, „lieben Brüdern und Gevätern“ recht derb die Hand drücken. Es ist vielleicht metaphorisch gemeint, wenn Börne behauptet: im Fall ihm ein König die Hand gedrückt, würde er sie nachher ins Feuer halten, um sie zu reinigen; es ist aber durchaus nicht bildlich, sondern ganz buchstäblich gemeint, daß ich, wenn mir das Volk die Hand gedrückt, sie nachher waschen werde.

Man muß in wirklichen Revolutionszeiten das Volk mit eignen Augen gesehen, mit eignen Nase gerochen haben, man muß mit eignen Ohren anhören, wie dieser souveraine Mattenkönig sich ausdrückt, um zu begreifen, was Mirabeau andeuten will mit den Worten:

„Man macht keine Revolution mit Lavendelöl. So lange wir die Revolutionen in den Büchern lesen, sieht das alles sehr schön aus, und es ist damit, wie mit jenen Landschaften, die, kunstreich gestochen auf dem weißen Wellpapier, so rein, so freundlich aussehen, aber nachher, wenn man sie in Natura betrachtet, vielleicht an Grandiosität gewinnen, doch einen sehr schmutzigen und schäbigen Anblick in den Einzelheiten gewähren; die in Kupfer gestochenen Misthaufen riechen nicht, und der in Kupfer gestochene Morast ist leicht mit den Augen zu durchwaten!“

War es Tugend oder Wahnsinn, was den Ludwig Börne dahin brachte, die schlimmsten Mistbüste mit Wonne einzuschnaufen und sich vergnüglich im plebejischen Koß zu wälzen? Wer löst uns das Räthsel dieses Mannes, der in weichlichster Seide erzogen worden, späterhin in stolzen Anflügen seine innere Vornehmheit bekundete, und gegen das Ende seiner Tage plötzlich überschnappte in pöbelhafte Töne und in die banalen Manieren eines Demagogen der untersten Stufe? Stachelten ihn etwa die Nöthen des Vaterlandes bis zum entsehllichsten Grade des Jorns, oder ergriff ihn der schauerliche Schmerz eines verlorenen Lebens? . . . Ja, das war es vielleicht; er sah, wie er dieses ganze Leben hindurch mit all' seinem Geiste und all' seiner Mäßigung nichts ausgerichtet hatte, weder für sich, noch für Andere, und er verhällte sein Haupt, ober, um bürgerlich zu reden, er zog die Mütze über die Ohren und wollte fürder weder sehen, noch hören, und stürzte sich in den heulenden Abgrund . . . Das ist immer eine Resourçe, die uns übrig bleibt, wenn wir angelangt bei jenen hoffnungslosen Marken, wo alle Blumen verwelkt sind, wo der Leib müde und die Seele verdrießlich . . . Ich will nicht dafür stehen, daß ich nicht

einst unter denselben Umständen dasselbe thue . . . Wer weiß, vielleicht am Ende meiner Tage überwinde ich meinen Widerwillen gegen den Tabaksqualm und lerne rauchen und halte die ungewaschensten Neden vor dem ungewaschensten Publikum . . .

Blättern in Börne's Pariser Briefen, stieß ich jüngst auf eine Stelle, welche mit den Aeußerungen, die mir oben entschlüpft, einen sonderbaren Zusammenklang bildet. Sie lautet folgendermaßen:

— „Vielleicht fragen Sie mich verwundert, wie ich Lump dazu komme, mich mit Byron zusammen zu stellen? Darauf muß ich Ihnen erzählen, was Sie noch nicht wissen. Als Byron's Genius, auf seiner Reise durch das Firmament, auf die Erde ankam, eine Nacht dort zu verweilen, stieg er zuerst bei mir ab. Aber das Haus gefiel ihm gar nicht, er eilte schnell wieder fort und kehrte in das Hotel Byron ein. Viele Jahre hat mich das geschmerzt, lange hat es mich betrübt, daß ich so wenig geworden, gar nichts erreicht. Aber jetzt ist es vorüber, ich habe es vergessen und lebe zufrieden in meiner Armuth. Mein Unglück ist, daß ich im Mittelstande geboren bin, für den ich gar nicht passe. Wäre mein Vater Besitzer von Millionen oder ein Bettler gewesen, wäre ich der Sohn eines vornehmen Mannes oder eines Landstreichers, hätte ich es gewiß zu etwas gebracht. Der halbe Weg, den Andere durch ihre Geburt voraus hatten, entmuthigte mich; hätten sie den ganzen Weg vorausgehabt, hätte ich sie gar nicht gesehen und sie eingeholt. So aber bin ich der Perpendikel einer bürgerlichen Stubenuhr geworden, schweifte rechts, schweifte links aus und mußte immer zur Mitte zurückkehren.“

Dieses schrieb Börne den 20. März 1831. Wie über andre, hat er auch über sich selber schlecht prophezeit. Die bürgerliche Stubenuhr wurde eine Sturmglocke, deren Geläute Angst und Schrecken verbreitete. Ich habe bereits gezeigt, welche ungestüme Glöckner an den Strängen rissen, ich habe angedeutet, wie Börne den zeitgenossenschaftlichen Passionen als Organ biente und seine Schriften nicht als das Produkt eines Einzelnen, sondern als Dokument unserer politischen Sturm- und Drangperiode betrachtet werden müssen. Was in jener Periode sich besonders geltend machte und die Gährung bis zur kochenden Sud steigerte, waren die polnischen und rheinbairischen Vorgänge, und diese haben auf den Geist Börne's den mächtigsten Einfluß geübt. Eben so glühend, wie einseitig war sein Enthusiasmus für die Sache Polens, und als dieses muthige Land unterlag, trotz der wunderbarsten Tapferkeit seiner Helden, da brachen bei Börne alle Dämme der Geduld und Vernunft. Das ungeheure Schicksal so vieler edlen Märtyrer der Freiheit, die in langen Trauerzügen Deutschland durchwandernd, sich in Paris versammelten, war in der That geeignet, ein edel gefühlvolles Herz bis in seine Tiefen zu bewegen. Aber was brauch ich Dich, theurer Leser, an diese Betrüb-

nisse zu erinnern, Du hast in Deutschland den Durchzug der Polen mit eignen thränenden Augen angesehen, und Du weißt, wie das ruhige, stille deutsche Volk, das die eignen Landesnöthen so geduldig erträgt, bei dem Anblick der unglücklichen Sarmaten von Mitleid und Zorn so gewaltig erschüttert wurde und so sehr außer Fassung kam, daß wir nahe daran waren, für jene Fremden das zu thun, was wir nimmermehr für uns selber thäten, nämlich die heiligsten Unterthanspflichten bei Seite zu setzen und eine Revolution zu machen . . . zum Besten der Polen.

Ja, mehr als alle obrigkeitliche Plackereien und demagogische Schriften, hat der Durchzug der Polen den deutschen Mangel revolutionirt, und es war ein großer Fehler der respektiven deutschen Regierungen, daß sie jenen Durchzug in der bekannten Weise gestatteten. Der größere Fehler freilich bestand darin, daß sie die Polen nicht längere Zeit in Deutschland verweilen ließen; denn diese Mitter der Freiheit hätten bei verlängertem Aufenthalt jene bedenkliche, höchst bedrohliche Sympathie, die sie den Deutschen einflößten, selber wieder zerstört. Aber sie zogen rasch durchs Land, hatten keine Zeit, durch Dichtung und Wahrheit einer den anderen zu diskreditiren, und sie hinterließen die staatsgefährlichste Aufregung.

Ja, wir Deutschen waren nahe daran, eine Revolution zu machen, und zwar nicht aus Zorn und Noth, wie andere Völker, sondern aus Mitleid, aus Sentimentalität, aus Rührung, für unsere armen Gastfreunde, die Polen. Thatsächlich schlugen unsre Herzen, wenn diese uns am Kamin erzählten, wie viel sie ausgestanden von den Russen, wie viel Elend, wie viel Knutenschläge . . . bei den Schlägen horchten wir noch sympathetischer, denn eine geheime Ahnung sagte uns, die russischen Schläge, welche jene Polen bereits empfangen, seien dieselben, die wir in der Zukunft noch zu bekommen haben. Die deutschen Mütter schlugen angstvoll die Hände über den Kopf, als sie hörten, daß der Kaiser Nikolaß, der Menschenfresser, alle Morgen drei kleine Polenkinder verspeise, ganz roh mit Essig und Del. Aber am tiefsten erschüttert waren unsre Jungfrauen, wenn sie im Mondschein an der Heldenbrust der polnischen Märtyrer lagen, und mit ihnen jammerten und weinten über den Fall von Warschau und den Sieg der russischen Barbaren . . . Das waren keine frivole Franzosen, die bei solchen Gelegenheiten nur schäkerten und lachten . . . nein, diese larmoyanten Schnurrbärte gaben auch etwas fürs Herz, sie hatten Gemüth, und nichts gleicht der holden Schwärmerei, womit deutsche Mädchen und Frauen ihre Bräutigame und Gatten beschworen, so schnell als möglich eine Revolution zu machen . . . zum Besten der Polen.

Eine Revolution ist ein Unglück, aber ein noch größeres Unglück ist eine verunglückte Revolution; und mit einer solchen bedrohte uns die Einwanderung jener nordischen Freunde, die in unsre Angelegenheiten alle jene Ver-

wirung und Unzuverlässigkeit, gebracht hätten, wodurch sie selber daheim zu Grunde gegangen. Ihre Einmischung wäre uns um so verderblicher geworden, da die deutsche Unerfahrenheit sich von den Rathschlägen jener kleinen polnischen Schlaubeit, die sich für politische Einsicht ausgiebt, gern leiten ließ, und gar die deutsche Bescheidenheit, bestochen von jener stinken Ritterlichkeit, die den Polen eigen ist, diesen leptern die wichtigsten Führerstellen vertraut hätte. — Ich habe mich damals, in dieser Beziehung, über die Popularität der Polen nicht wenig geängstigt. Es hat sich vieles seitdem geändert, und gar für die Zukunft, für die deutschen Freiheitsinteressen einer spätern Zeit, braucht man die Popularität der Polen wenig zu fürchten. Ach nein, wenn einst Deutschland sich wieder rüttelt, und diese Zeit wird dennoch kommen, dann werden die Polen kaum noch dem Namen nach existiren, sie werden ganz mit den Russen verschmolzen sein, und als solche werden wir uns auf donnernden Schlachtfeldern wieder begegnen . . . und sie werden für uns minder gefährlich sein als Feinde, denn als Freunde. Der einzige Vortheil, den wir ihnen verdanken, ist jener Russenhaß, den sie bei uns gesät und der, still fortwuchernd im deutschen Gemüthe, uns mächtig vereinigen wird, wenn die große Stunde schlägt, wo wir uns zu vertheidigen haben gegen jenen furchtbaren Riesen, der jetzt noch schläft und im Schlafe wächst, die Hüfte weit ausstreckend in die duftigen Blumengärten des Morgenlands, mit dem Haupte anstoßend an den Nordpol, träumend ein neues Weltreich . . . Deutschland wird einst mit diesem Riesen den Kampf bestehen müssen, und für diesen Fall ist es gut, daß wir die Russen schon früh hassen lernten, daß dieser Haß in uns gesteigert wurde, daß auch alle andren Völker daran Theil nehmen . . . das ist ein Dienst, den uns die Polen leisten, die jetzt als Propaganda des Russenhasses in der ganzen Welt umherwandern. Ach, diese unglücklichen Polen! sie selber werden einst die nächsten Opfer unseres blinden Zornes sein, sie werden einst, wenn der Kampf beginnt, die russische Avantgarde bilden, und sie genießen alsdann die bittern Früchte jenes Hasses, den sie selber gesät. Ist es der Wille des Schicksals, oder ist es glorreiche Beschränktheit, was die Polen immer dazu verdammt, sich selber die schlimmste Falle und endlich die Todesgrube zu graben . . . seit den Tagen Sobieski's, der die Türken schlug, Polens natürliche Allirte, und die Oestreicher rettete . . . der ritterliche Dummpopf!

Ich habe oben von der „kleinen polnischen Schlaubeit“ gesprochen. Ich glaube, dieser Ausdruck wird keiner Mißdeutung anheimfallen; kommt er doch aus dem Munde eines Mannes, dessen Herz am frühesten für Polen schlug und der lange schon vor der polnischen Revolution für dieses heldenmüthige Volk sprach und litt. Jedenfalls will ich jenen Ausdruck noch dahin mildern, daß ich nachträglich bemerke, er bezieht sich hier auf die Jahre 1831

und 1832, wo die Polen von der großen Wissenschaft der Freiheit nicht einmal die ersten Elementarkenntnisse besaßen, und die Politik ihnen nichts anders blinzte, als eben ein Gewebe von Weiberkriechen und Hinterlist, kurz als eine Manifestation jener „kleinen polnischen Schlaubeit,“ für welche sie sich ein ganz besonderes Talent zurauten.

Diese Polen waren gleichsam ihrem heimathlichen Mittelalter entsprungen, und ganze Urwälder von Unwissenheit im Kopfe tragend, stürmten sie nach Paris, und hier warfen sie sich entweder in die Sektionen der Republikaner oder in die Sakristeien der katholischen Schule: denn um Republikaner zu sein, dazu braucht man wenig zu wissen, und um Katholik zu sein, braucht man gar nichts zu wissen, sondern braucht man nur zu glauben. Die Geschichteten unter ihnen begriffen die Revolution nur in der Form der Emeute, und sie ahneten nimmermehr, daß namentlich in Deutschland durch Tumult und Straßenauflauf wenig gefördert wird. Eben so unheilvoll, wie spaßhaft war das Manöver, womit einer ihrer größten Staatsmänner gegen die deutschen Regierungen verfuhr. Er hatte nämlich bei dem Durchzug der Polen bemerkt, wie ein einziger Pole hinreichend war, um eine stille deutsche Stadt in Bewegung zu setzen, und da er der gelehrteste Lithauer war und aus der Geographie ganz genau wußte, daß Deutschland aus einigen dreißig Staaten besteht, schickte er von Zeit zu Zeit einen Polen nach der Hauptstadt eines dieser Staaten . . . er setzte gleichsam einen Polen auf irgend einen jener dreißig deutschen Staaten, wie auf die Nummern eines Roulets, wahrscheinlich ohne große Hoffnung des Gelingens, aber ruhig berechnend: an einem einzigen Polen ist nicht viel verloren, verursacht er jedoch wirklich eine Emeute, gewinnt meine Nummer, so kommt vielleicht eine ganze Revolution dabei heraus!

Ich spreche von 1831 und 1832. Seitdem sind acht Jahre verflossen, und eben so gut, wie die Helden deutscher Zunge, haben auch die Polen manche bittere, aber nützliche Erfahrung gemacht, und viele von ihnen konnten die schreckliche Muße des Erils zum Studium der Civilisation benutzen. Das Unglück hat sie ernsthaft geschult und sie haben etwas Tüchtiges lernen können. Wenn sie einst in ihr Vaterland zurückkehren, werden sie dort die heilsamste Saat ausstreuen, und wo nicht ihre Heimath, doch gewiß die Welt wird die Früchte ihrer Ausaat ärndten. Das Licht, das sie einst mit nach Hause bringen, wird sich vielleicht weit verbreiten nach dem fernsten Nordosten und die dunkeln Föhrenwälder in Flammen setzen, so daß bei der auslodernen Helle unsere Feinde sich einander beschauen und vor einander entsetzen werden . . . sie wirgen sich alsdann unter einander in wahnsinnigem Wechselschreck und erlösen uns von aller Gefahr ihres Besuches. Die Vorsehung verräut das

Licht zuweilen den ungeschicktesten Händen, damit ein heilsamer Brand entstehe in der Welt . . .

Nein, Polen ist noch nicht verloren . . . Mit seiner politischen Existenz ist sein wirkliches Leben noch nicht abgeschlossen. Wie einst Israel nach dem Falle Jerusalems, so vielleicht nach dem Falle Warschaws erhebt Polen sich zu den höchsten Bestimmungen. Es sind diesem Volke vielleicht noch Thaten vorbehalten, die der Genius der Menschheit höher schätzt, als die gewonnenen Schlachten und das ritterthümliche Schwertergeklirre nebst Pferdegetrappel seiner nationalen Vergangenheit! Und auch ohne solche nachblühende Bedeutung wird Polen nie ganz verloren sein . . . Es wird ewig leben auf den rühmlichsten Blättern der Geschichte.

Nächst dem Durchzug der Polen habe ich die Vorgänge in Rheinbayern als den nächsten Hebel bezeichnet, welcher nach der Juliusrevolution die Aufregung in Deutschland bewirkte und auch auf unsere Landsleute in Paris den größten Einfluß ausübte. Die hiesige Volksversammlung war im Anfang nichts anderes, als eine Filialgesellschaft des Preshvereins von Zweibrücken. Einer der gewaltigsten Redner der Bipontiner kam hierher; ich habe ihn nie in der Volksversammlung sprechen gehört, sah ihn damals nur zufällig einmal im Kaffeehause, wo er mit hoher Stirn das neue Reich verkündete, und die gemäßigten Verräther, namentlich die Redactoren der ausgburger Allg. Zeitung mit dem Strang bedrohte . . . (Ich wundre mich, daß ich damals noch den Muth hatte als Redacteur der Allg. Zeitung thätig zu sein . . . Jetzt sind die Zeiten minder gefährlich . . . Es sind seitdem acht Jahre verflossen, und der damalige Schreckensmann, der Tribun aus Zweibrücken ist in diesem Augenblick einer der schreibseligsten Mitarbeiter der Allgemeinen Zeitung . . .)

Von Rheinbayern sollte die deutsche Revolution ausgehen. Zweibrücken war das Bethlehem, wo die junge Freiheit, der Heiland, in der Wiege lag und welterlösend greinte. Neben dieser Wiege brüllte manches Dechselein, das späterhin, als man auf seine Hörner zählte, sich als ein sehr gemüthliches Rindvieh verwies. Man glaubte ganz sicher, daß die deutsche Revolution in Zweibrücken beginnen würde, und alles war dort reif zum Ausbruch. Aber, wie gesagt, die Gemüthlichkeit einiger Personen vereitelte jenes polizeiwidrige Unterfangen. Da war z. B. unter den verschwornen Bipontinern ein gewaltiger Bramarbas, der immer am lautesten wüthete, der von Tyrannenhaß am tollsten übersprudelte, und dieser sollte, mit der ersten That vorangehend, eine Schildwache, die einen Hauptposten bewachte, gleich niederstechen . . . „Was! — rief der Mann, als man ihm diese Ordre gab, — was! mir, mir konntet Ihr eine so schauerhafte, so abscheuliche, so blutdürstige Handlung zumuthen? Ich, ich soll eine unschuldige Schildwache umbringen? Ich, der ich ein Familienvater bin! Und diese Schildwache ist vielleicht ebenfalls ein Familien-

vater. Ein Familienvater soll einen Familienvater ermorden! ja tödten! umbringen!“

Da der Dr. Pistor, einer der Zweibrücker Helden, welcher mir diese Geschichte erzählte, jetzt dem Bereiche jeder Verantwortlichkeit entzungen ist, darf ich ihn wohl als Gewährsmann nennen. Er versicherte mir, daß die deutsche Revolution durch die erwähnte Sentimentalität des Familienvaters vor der Hand ajournirt wurde. Und doch war der Moment ziemlich günstig. Nur damals und während den Tagen des Hambacher Festes hätte mit einiger Aussicht guten Erfolges die allgemeine Umwälzung in Deutschland versucht werden können. Jene Hambacher Tage waren der letzte Termin den die Göttin der Freiheit uns gewährte; die Sterne waren günstig; seitdem erlosch jede Möglichkeit des Gelingens. Dort waren sehr viele Männer der That versammelt die selber von ernstem Willen glühten und auf die sicherste Hilfe rechnen konnten. Jeder sah ein, es sei der rechte Moment zu dem großen Wagniß, und die meisten setzten gerne Glück und Leben auf's Spiel. . . . Wahrlich es war nicht die Furcht, welche damals nur das Wort entzügelte und die That zurückämmte. — Was war es aber, was die Männer von Hambach abhielt die Revolution zu beginnen?

Ich wage es kaum zu sagen, denn es klingt ungläublich, aber ich habe die Geschichte aus authentischer Quelle, nämlich von einem Mann, der als wahrheitsliebender Republikaner bekannt und selber zu Hambach in dem Comité saß, wo man über die anzufangende Revolution debattirte; er gestand mir nämlich im Vertrauen; als die Frage der Competenz zur Sprache gekommen, als man darüber stritt, ob die zu Hambach anwesenden Patrioten auch wirklich competent seien im Namen von ganz Deutschland eine Revolution anzufangen? da seien diejenigen, welche zur raschen That riethen, durch die Mehrheit überstimmt worden, und die Entscheidung lautete: „man sei nicht competent.“

O Schilda, mein Vaterland!

Benedey möge es mir verzeihen, wenn ich diese geheime Competenzgeschichte ausplaudere und ihn selber als Gewährsmann nenne; aber es ist die beste Geschichte, die ich auf dieser Erde erfahren habe. Wenn ich daran denke, vergesse ich alle Klümmernisse dieses irdischen Jammerthals, und vielleicht einst, nach dem Tode, in der nebligten Längeweile des Schattenreichs wird die Erinnerung an diese Competenzgeschichte mich aufheitern können. . . . Ja, ich bin überzeugt, wenn ich sie dort Proserpina erzähle, der mürrischen Gemahlin des Hüllengotts, so wird sie lächeln, vielleicht laut lachen. . . .

O Schilda, mein Vaterland!

Ist die Geschichte nicht werth mit goldenen Buchstaben auf Sammt gestickt

Seine. VL

zu werden, wie die Gedichte des Mallakat, welche in der Moschee von Mekka zu schauen sind? Ich möchte sie jedenfalls in Verse bringen und in Musik setzen lassen, damit sie großen Königskindern als Wiegenlied vorgesungen werde. . . Ihr könnt ruhig schlafen, und zur Belohnung für das furchtbelebende Lied, das ich Euch gesungen, Ihr großen Königsfinder, ich bitte Euch, öffnet die Kerkerthüren der gefangenen Patrioten. . . Ihr habt nichts zu riskiren, die deutsche Revolution ist noch weit von Euch entfernt, gut Ding will Weile und die Frage der Kompetenz ist noch nicht entschieden. . .

O Schilda, mein Vaterland!

Wie dem aber auch sei, das Fest von Hambach gehört zu den merkwürdigsten Ereignissen der deutschen Geschichte, und wenn ich Börne glauben soll, der diesem Feste beiwohnte, so gewährte dasselbe ein gutes Vorzeichen für die Sache der Freiheit. Ich hatte Börne lange aus den Augen verloren, und es war bei seiner Rückkehr von Hambach, daß ich ihn wieder sah, aber auch zum letzten Male in diesem Leben. Wir gingen mit einander in den Tuilleries spaziren, er erzählte mir viel von Hambach und war noch ganz begeistert von dem Jubel jener großen Volksfeier. Er konnte nicht genug die Eintracht und den Anstand rühmen, die dort herrschten. Es ist wahr, ich habe es auch aus anderen Quellen erfahren, zu Hambach gab es durchaus keine äußere Exzesse, weder betrunkene Tobsucht, noch pöbelhafte Rohheit, und die Orgie, der Kirnes-taumel, war mehr in den Gedanken als in den Handlungen. Manches tolle Wort wurde laut ausgesprochen in jenen Reden, die zum Theil späterhin gedruckt erschienen. Aber der eigentliche Wahnsinn ward bloß geäußert. Börne erzählte mir: während er mit Siebenpfeiser redete, nahte sich demselben ein alter Bauer und raunte ihm einige Worte in's Ohr, worauf jener verneinend den Kopf schüttelte. „Aus Neugier,“ setzte Börne hinzu, „frug ich den Siebenpfeiser, was der Bauer gewollt, und jener gestand mir, daß der alte Bauer ihm mit bestimmten Worten gesagt habe: Herr Siebenpfeiser, wenn Sie König sein wollen, wir machen Sie dazu!“

„Ich habe mich sehr amüßirt“ — fuhr Börne fort — „wir waren dort alle wie Blutsfreunde, drückten uns die Hände, tranken Brüderschaft, und ich erinnere mich besonders eines alten Mannes, mit welchem ich eine ganze Stunde geweint habe, ich weiß gar nicht mehr warum. Wir Deutschen sind ein ganz prächtiges Volk und gar nicht mehr so unpraktisch wie sonst. Wir hatten in Hambach auch das lieblichste Maiwetter, wie Milch und Rosen, und ein schönes Mädchen war dort, die mir die Hand küssen wollte, als wär ich ein alter Kapuziner; ich habe das nicht gelitten, und Vater und Mutter befohlen ihr mich auf den Mund zu küssen, und versicherten mir, daß sie mit dem größten Vergnügen meine sämmtlichen Schriften gelesen. Ich habe mich sehr amüßirt. Auch meine Uhr ist mir gestohlen worden. Aber das freut mich

ebenfalls, das ist gut, das giebt mir Hoffnung. Auch wir, und das ist gut, auch wir haben Spitzbuben unter uns, und werden daher desto leichter reussiren. Da ist der verwünschte Kerl von Montesquieu, welcher uns eingeredet hatte, die Tugend sei das Prinzip der Republikaner! und ich ängstigte mich schon daß unsere Parthei aus lauter ehrlichen Leuten bestehen und deshalb nichts ausrichten würde. Es ist durchaus nöthig, daß wir, eben so gut wie unsre Feinde, auch Spitzbuben unter uns haben. Ich hätte gerne den Patrioten entdeckt, der mir zu Hambach meine Uhr gemauszt; ich würde ihm, wenn wir zur Regierung kommen, sogleich die Polizei übertragen und die Diplomatie. Ich kriege ihn aber heraus, den Dieb. Ich werde nämlich im hamburger Correspondenten annonciren, daß ich dem ehrlichen Hinder meiner Uhr die Summe von 100 Louisd'or auszahle. Die Uhr ist es werth, schon als Curiosität: es ist nämlich die erste Uhr, welche die deutsche Freiheit gestohlen hat. Ja, auch wir, Germaniens Söhne, wir erwachen aus unserer schläfrigen Ehrlichkeit . . . Tyrannen zittert, wir stehlen auch!“

Der arme Börne konnte nicht aufhören von Hambach zu reden und von dem Plaisir, das er dort genossen. Es war, als ob er ahnte, daß er zum letzten Mal in Deutschland gewesen, zum letzten Mal deutsche Luft geathmet, deutsche Dummheiten eingesogen, mit durstigen Ohren — „Ach!“ seufzte er, „wie der Wanderer im Sommer nach einem Labetrunk schwächet, so schwächte ich manchmal nach jenen frischen erquicklichen Dummheiten, wie sie nur auf dem Boden unseres Vaterlands gedeihen. Diese sind so tief sinnig, so melancholisch lustig, daß einem das Herz dabei jauchzt. Hier bei den Franzosen sind die Dummheiten so trocken, so oberflächlich, so vernünftig, daß sie für jemand, der an Besseres gewohnt, ganz ungenießbar sind. Ich werde deshalb in Frankreich täglich vergrämter und bitterer und sterbe am Ende. Das Exil ist eine schreckliche Sache. Komme ich einst in den Himmel, ich werde mich gewiß auch dort unglücklich fühlen, unter den Engeln, die so schön singen und so gut riechen . . . sie sprechen ja kein deutsch und rauchen keinen Kanaster . . . Nur im Vaterland ist mir wohl! Vaterlandsiebe! Ich lache über dieses Wort im Munde von Leuten, die nie im Exil gelebt . . . Sie könnten eben so gut von Milchbreiiebe sprechen. Milchbreiiebe! In einer afrikanischen Sandwüste hat das Wort schon seine Bedeutung. Wenn ich je so glücklich bin, wieder nach dem lieben Deutschland zurückzukehren, so nennen sie mich einen Schurken, wenn ich dort gegen irgend einen Schriftsteller schreibe, der im Exile lebt. Wäre nicht die Furcht vor den Schändlichkeiten, die man einen im Gefängniß aussagen läßt, ich wäre nicht mehr fortgegangen, hätte mich ruhig festsetzen lassen, wie der brave Wirth und die Anderen, denen ich ihr Schicksal voraussagte, ja denen ich alles voraussagte wie ich es im Traum gesehen . . .“

„Ja, das war ein närrischer Traum,“ — rief Börne plötzlich mit lautem Lachen, und aus der düsteren Stimmung in die heitere überspringend, wie es seine Gewohnheit war — „das war ein närrischer Traum! Die Erzählungen des Handwerksburschen, der in Amerika gewesen, hatten mich dazu vorbereitet. Dieser erzählte mir nämlich, in den nordamerikanischen Städten sähe man auf der Straße sehr große Schildkröten herumkriechen, auf deren Rücken mit Kreide geschrieben steht, in welchem Gasthaus und an welchem Tage sie als Turtlesuppe verspeist werden. Ich weiß nicht, warum mich diese Erzählung so sehr frappirte, warum ich den ganzen Tag an die armen Thiere dachte, die so ruhig durch die Straßen von Boston umher kriechen, und nicht wissen, daß auf ihrem Rücken ganz bestimmt der Tag und der Ort ihres Untergangs geschrieben steht. . . Und Nachts, denken Sie sich, im Traume, sehe ich meine Freunde, die deutschen Patrioten, in lauter solche Schildkröten verwandelt, ruhig herumkriechen, und auf dem Rücken eines jeden steht mit großen Buchstaben ebenfalls Ort und Datum, wo man ihn einstecken werde in den verdammten Suppentopf. . . Ich habe des andern Tags die Leute gewarnt, durfte ihnen aber nicht sagen, was mir geträumt: denn sie hätten mir übel genommen, daß sie, die Männer der Bewegung, mir als langsame Schildkröten erschienen. . . Aber das Eril, das Eril, das ist eine schreckliche Sache. . . Ach! wie beneide ich die französischen Republikaner! Sie leiden aber im Vaterlande. Bis zum Augenblick des Todes steht ihr Fuß auf dem geliebten Boden des Vaterlandes. Und gar die Franzosen, welche hier in Paris kämpfen, und alle jene theuren Denkmäler vor Augen haben, die ihnen von den Großthaten ihrer Väter erzählen und sie trösten und aufmuntern! Hier sprechen die Steine und singen die Bäume, und so ein Stein hat mehr Ehrgefühl und predigt Gottes Wort, nämlich die Märtyrergeschichte der Menschheit weit eindringlicher als alle Professoren der historischen Schule zu Berlin und Göttingen. Und diese Kastanienbäume, hier in den Tuilleries, ist es nicht als sängen sie heimlich die Marsellaise mit ihren tausend grünen Zungen? . . . Hier ist heiliger Boden, hier sollte man die Schuhe ausziehen, wenn man spazieren geht. . . Hier links ist die Terrasse der Feuillands; dort rechts, wo sich jetzt die Rue Rivoli hinzieht, hielt der Club der Jakobiner seine Sitzungen. . . Hier vor uns, im Tuilleriesgebäude, donnerte der Convent, die Titanenversammlung, wogegen Bonaparte mit seinem Blitzvogel nur wie ein kleiner Jupiter erscheint. . . dort gegenüber grüßt uns die Place Louis XVI., wo das große Crempel statuirte wurde. . . Und zwischen beiden, zwischen Schloß und Nichtplatz, zwischen Feuillands- und Jakobiner-Club, in der Mitte, der heilige Wald, wo jeder Baum ein blühender Freiheitsbaum. . .“

An diesen alten Kastanienbäumen in den Tuilleriesgärten sind aber mitunter sehr morsche Nester, und eben in dem Augenblicke, wo Börne die obige Phrase

schließen wollte, brach mit lautem Getrach ein Ast jener Bäume, und mit voller Wucht aus bedeutender Höhe herunterstürzend, hätte er uns beide schier zerschmettert, wenn wir nicht hastig zur Seite sprangen. Börne, welcher nicht so schnell wie ich sich rettete, ward von einem Zweige des fallenden Astes an der Hand verletzt, und brummte verdrießlich: „Ein böses Zeichen!“